

Denim Demon

Der ehemalige Sänger der norwegischen Rockband Turbonegro, Hans-Erik Dyvik Husby, ist tot. Der als Hank von Helvete oder Hank von Hell bekannte Musiker sei im Alter von 49 Jahren gestorben, teilte sein Manager Boye Nythun dem norwegischen Sender NRK auf Wunsch von Husbys Familie mit. Näheres zu den Todesumständen wurden zunächst nicht bekannt. Die Band kondolierte in den sozialen Medien. Man sei dankbar für die gemeinsame Zeit, Hank von Helvete sei eine »warm- und großzügige Person« gewesen, »spirituell und intellektuell auf der Suche«. Er bleibe »eine ikonische Figur der norwegischen Rockgeschichte und Popkultur«.

Husby stieß 1993 zu der 1988 gegründeten Band und wurde ihr bekanntester Frontmann. Mit einem Mix aus Hard Rock, Punk und Glam Rock feierte sie vor allem in den späten 90er Jahren große Erfolge, als ihre wohl besten Alben »Ass Cobra« (1996) und »Apocalypse Dudes« (1998) erschienen. Die Selbstinszenierung der Band mit Jeansklüft und Schnurbärten kombiniert mit kalkulierten Provokationen (»Bad Mongo«, »Denim Demon«, »I Got Erection«, »Rendezvous with Anus«) trugen zu ihrem Kultstatus bei, Anhänger organisierten sich in der »Turbojugend«. 1998 löste sich die Gruppe wegen Husbys Heroinsucht vorübergehend auf, 2010 verließ er die Band endgültig. (jw)

Hula Rock

Der deutsche Rock-'n'-Roll-Musiker Ted Herold ist tot. Er kam am Samstagabend bei einem Wohnungsbrand in Dortmund ums Leben. Das bestätigte ein Sprecher der Staatsanwaltschaft Dortmund am Sonntag. Herold wurde 79 Jahre alt. Geboren als Harald Schubring, begann seine Karriere bereits mit 16. In der BRD erfreuten sich seine deutschen Coverversionen von Elvis Presley einiger Beliebtheit. Zu Herolds bekanntesten Titel gehören »Hula Rock« und »Moonlight«. Mit Unterstützung von Udo Lindenberg feierte er ab 1977 ein Comeback. (dpa/jw)

Monatlich authentische Informationen aus Kuba und Lateinamerika!



Jetzt das Normalabo (18 €/Jahr) oder das Förderabo (33 €/Jahr) bestellen:
www.jungewelt.de/granma
Tel. 030/53 63 55 80/-81/-82

Bevor sich der Trauerzug für George Floyd in der Fountain of Praise Church in Houston am 9. Juni vergangenen Jahres in Bewegung setzt, hebt der 2005 verstorbene Sänger Luther Vandross zum tröstenden Mantra an: »It's alright, it's alright«, singt er vom Band, woraufhin sich die Sargträger langsam und wiegenden Schritts in Richtung Ausgang begeben. »It's alright, it's alright« – mit diesen Zeilen klingt Vandross' beinahe zehnmütiger Song »Superstar« von 1983 aus, den zwölf Jahre zuvor schon die Carpenters interpretiert hatten. Dass sich Anthony Hamilton auf seinem neuen Album dieses Klassikers annimmt, kann man schon fast als Größenwahn werten, aber Hamilton weiß genau, was er tut: Um nicht am eigenen Geschichtsbewusstsein zu zerschellen, holt er sich die Sängerin und Schauspielerin Jennifer Hudson zu Hilfe, und gemeinsam kreisen beide im von Geigentönen umwehten, herzerreißenden Duett umeinander: »Come back to me«, fordern sie für alle Verlorenen, aber im Land der unerfüllten Wünsche bleibt eben doch nur die nüchterne Erkenntnis, dass die Liebe wie auch das Leben unweigerlich enden.

Für sein zehntes Album »Love Is the New Black« hat sich der Soul- und R-'n'-B-Sänger, Multiinstrumentalist und Produzent Anthony Hamilton aus Charlotte, North Carolina, fünf Jahre Zeit gelassen. Irgendwie ist für den inzwischen 50jährigen auch nach zahlreichen Grammy-Auszeichnungen immer noch nicht ganz klar, aber er nun längst Superstar oder nach wie vor Geheimtipp ist. Hamilton schaltete einen Gang herunter und nahm sich eine Pause vom Trubel des Showgeschäfts. Diese innere Einkehr fand in den Ereignissen des vergangenen Jahres einen doppelten Tiefpunkt, dem er sich nicht allein ausgesetzt sah: Da war zum einen die Pandemie, die damit einhergehende Isolation und unfreiwillige Konzentration aufs Wesentliche, zum anderen führte der von Polizisten verübte Mord an George Floyd im Mai in Minneapolis nicht bloß zu weltweiten Protesten, sondern auch zu einem Gefühl gesteigerter Verwundbarkeit



Kein Grund zu weinen: Anthony Hamilton und die Sehnsucht nach der besseren Welt

Tage der Trennung

Nach fünf Jahren Pause gibt es mit »Love is the New Black« ein neues Album des Soulsängers Anthony Hamilton. Von Hannes Klug

und Verletzlichkeit in der schwarzen Bevölkerung.

Hamilton stand Schmerz und Verzweiflung immer schon nahe, er befindet sich damit in allerbesten Soultradition. »You Made a Fool of Me«, der Song, der im Zentrum der neuen Platte steht, verbalisiert die Verzweiflung an Betrug und Beziehung, wobei im dazugehörigen Video die häusliche Idylle noch einmal rückblickend im Weichzeichner gezeigt wird. Romantisches Glück ist doch immer nur Illusion, auch wenn es von üppigem, ohne schlechtes Gewissen zur Schau gestelltem Wohlstand abgedefert wird. Am Tag der Trennung wandern dann die Louis-Vuitton-Taschen in den Kofferraum, und der Ehering landet, darf man annehmen,

im Lagerfeuer, das die Einsamkeit des Cowboys und dessen schwarzen Hut umflackert. Anthony Hamilton ist eben doch ein Junge vom Land geblieben und nicht zuletzt deshalb so einzigartig, weil er aus rauhem Southern Soul, Gospel – wie viele Soulmusiker sammelte auch er seine musikalische Erfahrung im Kirchenchor – und süßlicheren R-'n'-B-Croonern wie Luther Vandross, Teddy Pendergrass oder Marvin Gaye seine eigene Schnittmenge bildet. Warme Harmonien und eine stimmliche, wie schwebende Intimität haben bei ihm aber niemals etwas Klebriges, statt dessen regiert ein erdigerer, gebrochener Sound, jeder Ton ist Balsam.

Klassenbewusstsein, Rassismuserfahrungen, Black Power, Trauer und

Schmerz kommen dann im letzten Song »Mamma Don't Cry« zusammen, der laut Hamilton tatsächlich erst »George Floyd« heißen sollte und die ungezählten Todesopfer schwarzer Familien beklagt. »Hold on, hold on, until I see you again« tröstet der Gestorbene seine Eltern: Er habe es geschafft und sei nun »auf der anderen Seite« – kein Lügen und Stehlen mehr und keine harten Zeiten. Der eigene Tod sei also für die Eltern kein Grund zu weinen. So schließt sich der Kreis: »It's alright, it's alright«, wie Hamilton und Hudson einander wie einst Luther Vandross in »Superstar« versichern.

■ Anthony Hamilton: »Love is the New Black« (BMG)

Die Ehrenmänner von Graz ■ Korrespondent Groll. Von Erwin Riess

Herr Groll und der Dozent waren im Wiener Stadtpark unterwegs. Ihr Ziel war das Nobelrestaurant »Steirereck«, das jahrelang unter den zehn besten Restaurants Europas gelistet war.

»Die Großdemonstration gegen Lockdown und Impfpflicht vom Wochenende war im negativen Sinn beeindruckend«, meinte der Dozent.

»Sie zeigte, dass die FPÖ, die die Pandemie mit Entwurmungsmittel für Pferde behandeln will, ein Drittel der Bevölkerung hinter sich weiß«, bekräftigte Herr Groll.

Sie passierten die berühmte Statue mit dem fiedelnden Johann Strauß.

»Kein Regierungsmitglied getraut sich, die Wahrheit auszusprechen. FPÖ-Hochburgen sind für den Zusammenbruch des Spitalssystems verantwortlich. Nirgendwo sonst werden Coronapartys veranstaltet«, klagte der Dozent.

»Mit Feigheit und Duckmäusertum werden wir die Freunde des Coronavirus nicht heimgeigen können«, versetzte Herr Groll nach einem Blick auf den Walzerkönig. »Im übrigen wär das ein guter Name für die Freiheitlichen: »Partei zur Unterstützung des Coronavirus (PUC)!«

Der Dozent lächelte. »Der Name könnte lautmalerisch für eine Coronaimpfung stehen. Puk, und die Sache ist erledigt.«

»Das wäre ein Zusatznutzen, die Dialektik schlief bekanntlich nicht«, erwiderte Groll.

»In den Augen der Covid-Leugner ist die Absage des Steirerballs in Wien die wahre Katastrophe«, fuhr der Dozent fort. »Das wichtigste Ereignis der Ballseason, wichtiger als der Opernball, der Akademikerball, der Ärzteball und der Zuckerbäckerball zusammengekommen, wird auf Mai verschoben. Die braun gewandeten Recken und ihre drallen Mädels in Murgrün trifft das wie ein Keulenschlag. Wer nicht am Steirerball gesehen wird, ist in der feinen Gesellschaft ein verlorenes Kopipfel*, ein Nebochant, mit einem Wort: ein Nullum. Er ist so gut wie tot, sozial tot. Der Steirerball ist ein absolutes Muss. Zehntausend Teilnehmer, Hektoliter von Kernöl, Dirndl und Trachtenjanker mit Diamantenbesatz und steirisches Bier in Strömen.«

»Mir fehlen die Worte«, sagte Herr Groll und grinste.

»Den Steirern auch«, bekräftigte der Dozent. »Sie sind untröstlich. Es gibt allerdings eine Trachtenjanker- und Heimatpartei, die angesichts der Absage

des volkstümlichen Hochamts frohlockt.«

»Die PUC!« rief Groll.

»Die honorigen Herren der Grazer FPÖ«, sagte der Dozent. »Durch die Absage der Tanzveranstaltung ersparen sie sich unangenehme Fragen. Die Partei, die nach dem Wahlsieg der KPÖ große Töne spuckte, ist bis auf die Knochen blamiert. Elke Kahr, die neue kommunistische Bürgermeisterin von Graz, vertrete eine Ideologie, die schon im letzten Jahrhundert hätte ausgerottet werden müssen, ließ der Grazer FPÖ-Chef verlauten.«

»Sage niemand, die Blutsäufer hätten es nicht versucht«, warf Herr Groll ein. »Die jüdische Gemeinde wurde nahezu ausgelöscht.«

»Halten wir fest: Die gesamte FPÖ-Führung in Graz ist nach einem Gagen-skandal zurückgetreten«, bilanzierte der Dozent. »Vizebürgermeister und Klubobmann genehmigten sich Extragagen aus Steuertöpfen. So kamen einige hunderttausend Euro zusammen, mit deren Hilfe Luxusautos, Luxusurlaube und der Besuch von Luxusrestaurants finanziert wurden.«

»Da versteht man die Empörung der Freiheitlichen über die Grazer KPÖ, deren Mandatäre seit Jahrzehnten zwei Drittel ihres Gehalts in einen Fonds

einzahlen, aus dem für arme und ausgegrenzte Menschen Unterstützungen, Wohnungssanierungen und andere Hilfen bestritten werden. In den Augen der Kleptokraten ist das ein stalinistisches Politverbrechen!«

»Anfang November erschütterte eine weitere Hiobsbotschaft die Partei«, setzte der Dozent fort. »Der freiheitliche Finanzreferent veruntreute 500.000 Euro.«

»Die Partei sollte sich doch umbenennen«, beharrte Groll. »Wissen Sie, wo der zurückgetretene Parteichef der FPÖ mit dem schönen Namen Eustachio – er entstammt einer Unternehmerfamilie aus Treviso – seine ersten Sporen verdiente?«

Der Dozent antwortete nicht.

»Er betreute vermögende Kunden beim Bankhaus Krentschker, das in der Nazizeit die den Juden gestohlenen Gelder für die NSDAP verwaltete.«

»So schließt sich der Kreis«, sagte der Dozent und deutete auf das Dach des Restaurants »Steirereck«, das hinter den Büschen auftauchte.

* Ein Kopipfel ist ein kleines Etwas, größer als ein Krümel, aber kleiner als eine Kathedrale. Die Herkunft des Wortes ist ungeklärt. Manche Experten tippen auf Rotwelsch.